

Horst Ludwig (*1927)
In Mühlheim a.d.R. und Großtuchen (Tuchomie)

Mein Leben bis zum Jahr 2006

Aus dem Polnischen übersetzt
von Karl H. Radde, Dresden.

Aus: „Nasze wspomnienia nigdy nie umrą“ [Unsere Erinnerungen werden niemals sterben]
von Elżbieta Szada-Borzyszkowska
Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego 2009, ISBN 978-83-7326-644-5

Sie auch Homepage „Gross Tuchen – ein Dorf in Hinterpommern“
➤ <http://grosstuchen.cwsurf.de>



*Horst Ludwig (*1927 in Großtuchen), 2007 in Pommern*

Ich wurde am 16. August 1927 als erstes Kind meiner Eltern (Mutter Hedwig, geborene Raguse, und Vater Georg Ludwig) im Dorf Großtuchen (jetzt Tuchomie) im Kreis Bütow, in Pommern geboren. Wir waren drei Kinder: ich, meine Schwester Edelgard (geb. 9. Mai 1933) und mein Bruder Hans-Georg (geb. 1. September 1936).

Vom sechsten Lebensjahr an besuchte ich die Schule in Großtuchen. Konfirmiert wurde ich 1942 in der evangelischen Kirche von Pastor Pecker.

Mein Vater hatte eine Schuhmacherwerkstatt und einen Schuhladen im Gebäude der Bäckerei Dombrowa, gegenüber der evangelischen Kirche. Im gleichen Gebäude haben wir auch gewohnt.

Fliegerschule, Arbeitsdienst und Lager

Mit meinem Schulfreund Alfred Kramp aus dem Dorf Kleintuchen ging ich nach dem Schulabschluss zum Luftfahrt-Technikum nach Stolp-Reitz, wo sich die damalige Lufthansa befand. Die gesamte Ausbildung mit Berufspraktikum sollte 7,5 Jahre dauern. Danach konnte man als weitere berufliche Karriere den Beruf eines Ingenieurs oder Fliegers wählen. Ich besuchte diese Schule nur 3,5 Jahre. Wegen des begonnenen Krieges standen unsere Zukunftspläne unter einem Fragezeichen. Wir hatten noch die Möglichkeit, die Berufsprüfung mit Zeugnis im Schnellverfahren zu machen. Danach erfolgte die Einberufung in den Reichsarbeitsdienst nach Briesen bei Thorn. Es mussten Schützengräben und Panzergräben gebaut werden.

Da wir in der Fliegerei Freiwillige mit Fachausbildung waren, wurde ich nach der Ausbildung zur Führung eines Segelflugzeuges nach Frankfurt an der Oder eingezogen. Dort waren jedoch schon die Russen und hatten den Flugplatz eingenommen. Ich wurde dann in Richtung Chemnitz geschickt.

Dort gingen meine beruflichen Träume sowie auch meine Jugendjahre zu Ende. (5 Jahre wurden aus meinem Leben gestrichen). Der Krieg trieb mich in die Nähe von Dresden. Ich gelang kurz unter „russische Obhut“. Man entließ uns in die Freiheit, aber gleich danach wurde ich in der Gegend von Berlin verhaftet und kam in ein Lager. Von dort brachte man uns über Küstrin-Frankfurt/Oder bis Posen. Untergebracht wurden wir in einem Lager, wo wir die ganze Zeit hungerten.

Dann wurden wir in ein anderes, größeres Lager in Posen gebracht. Hier wurde uns zwar auch die tägliche Essensration zugeteilt, aber bald darauf verfrachtete man uns in Viehwaggons und transportierte uns nach Russland.

Die erste Postkarte 1946

Am 4. August 1945 befand ich mich in Dnjepropetrowsk in der Ukraine. Am 16. August wurde ich dort 18 Jahre alt.

In unserem Lager befanden sich ungefähr 4000 deutsche Soldaten, ungefähr 500 Soldaten aus Ungarn und etwa 100 rumänische Soldaten als Kriegsgefangene.

Wir wurden als Arbeitskräfte zum Straßenbau und für eine Ziegelei eingeteilt. Die Verpflegung war miserabel, arbeiten musste man schwer und überall gab es Unmengen von Ungeziefer (Läuse, Flöhe und Wanzen).

Ich hatte auch eine schwere Blinddarmoperation zu überstehen. Danach kam ich in ein anderes, kleineres Lager in Dnjeprdotschinsk. Dort waren weniger Gefangene, etwa 450 Deutsche und ungefähr 50 Ungarn. Wir mussten natürlich ebenso viel arbeiten, aber das Essen war besser.

Der meiste Kummer bereitete mir, wo meine Eltern, meine Schwester und mein Bruder sein würden. Würden sie überhaupt noch leben? Das war eine große Sorge; aber sie wussten schließlich ja auch nichts von mir.

Als uns dann, es war wohl im Juni 1946, erlaubt wurde, die ersten Postkarten zu schreiben, erhielt ich im November 1946 über meine Tante aus Berlin die ersten Nachrichten von meinen Eltern. Sie waren lange Zeit hindurch auch getrennt. Mein Vater fand bei seinem Bruder in Mülheim an der Ruhr Unterschlupf. Meine Mutter und meine Schwester und mein Bruder kamen von Danzig mit dem Schiff heraus und gelangten nach Dänemark. Mein Vater erfuhr dann über das Deutsche Rote Kreuz, wo meine Mutter ist. Auf diese Weise fanden sie sich wieder und wohnten zusammen in Mülheim.

Trotz ständiger Arbeit quälte mich die Besorgnis: „Wie lange wird die Gefangenschaft eigentlich noch dauern?“ Die Sehnsucht wurde immer größer, ich wollte nach Hause. Man hörte zwar sehr häufig den Satz: „Ihr kommt bald nach Deutschland zurück, ihr müsst nur noch die Schäden wieder gutmachen, die ihr in unserem Land angerichtet habt!“.

Ich stellte mir oft die Frage, was ich eigentlich „wieder gutmachen“ musste. Ich war doch erst 17 Jahre alt und welche Schäden hatte ich da angerichtet?

Nach Hause in eine fremde Heimat

Das „bald nach Hause“ wurde jedoch eines Tages wahr. Es kam der Befehl: „Sachen packen, ihr kommt nach Hause!“ .
Aber was bedeutete für mich „nach Hause“?

Am zweiten Weihnachtsfeiertag, am 26. Dezember 1949, kam ich zwar wirklich bei meinen Eltern und Geschwistern an, aber Mülheim an der Ruhr war für mich eine fremde Stadt, eine fremde Heimat, es war nicht mein Zuhause.

Trotzdem war die Freude, wieder mit der Familie zusammen zu sein, für mich das größte und schönste Weihnachtsgeschenk, das Gott mir gewährt hatte. Wir hielten uns wieder alle in den Armen, aber dennoch war das nicht meine frühere Heimat.

Meine neue Heimat und mein neues Leben musste ich von Grund auf neu aufbauen. Mein Wunsch war, meinen Heimatort wieder zu sehen, in dem ich geboren wurde, wo mein Zuhause war.

Ich fand schnell Arbeit, wenn auch nicht die, die ich mir gewünscht hätte, ich musste mich vollkommen neu orientieren, musste neue Freunde finden, stand jetzt auf eigenen Beinen und es begann für mich also ein vollkommen „neuer Anfang“.

Wenn auch meine Berufswünsche nicht in Erfüllung gingen, so akklimatisierte ich mich zu mindestens ziemlich schnell in meiner neuen Heimatstadt. Auch das verdanke ich der Hilfe meiner Eltern und Geschwistern. Ich fand auch neue Freunde und fühlte mich bald an meinem jetzigen Wohnort wie zu Hause.

Wieder Einwohner in der alten Heimat

Aber der Wunsch, „die frühere Heimat wiederzusehen“ wurde immer stärker. Es kam dann auch die Zeit, und ich hatte auch schon ein eigenes Auto, da die Einreise nach Polen leichter wurde. Natürlich gab es noch viele Schwierigkeiten und es kam auch der Zweifel auf, ob man sich „auf der anderen Seite“ überhaupt verständigen konnte. Aber kurz gesagt setzten wir uns ins Auto (meine Frau und ich) und begaben uns in Richtung des uns schon irgendwie „fremden“ Landes.

Die schlimmste Strecke bildeten „die anderen Deutschen“ bzw. die DDR. Es ist wahr, wir fühlten uns an der polnischen Grenze freier, es gab keine Probleme, wir mussten über keine Transitstrecke fahren und dergl. Vor allem jedoch wurden wir überall herzlich empfangen. Menschen, die selbst nicht viel hatten, gaben uns das, was sie noch hatten.

In meinem Heimatdorf Großtuchen (Tuchomie) lernten wir verhältnismäßig schnell viele liebenswürdige Menschen kennen und schlossen auch mit einigen echte Freundschaften.

Dann sahen wir auch, wie viele Menschen hier sehr arm sind. Es fehlte an vielen Dingen, die es im Westen im Überfluss gab.

Wir haben viel gesehen und die früheren Erlebnisse aus der Kindheit kehrten wieder zurück. Das waren sehr schöne Tage. Auch mit der Sprache hatten wir keine größeren Schwierigkeiten, denn viele Leute sprachen noch Deutsch.

Jetzt erst sahen wir, wie gut es uns im Westen ging. Klar, dass wir diesen Menschen helfen wollten, damit sie wenigsten ein bisschen von diesem besseren Leben hatten. Das endete aber nicht nur bei unserer bescheidenen Hilfe, nein! Jedes Mal, wenn wir kamen (ungefähr 3-4 Mal im Jahr) fühlten wir uns hier immer wohler und ich empfand es so, als ob ich wieder in die „alte Heimat“ zurückgekommen wäre, ich fühlte mich wie zu Hause. Infolgedessen begannen wir plötzlich davon zu sprechen, ob wir uns hier nicht ein kleines Häuschen bauen sollten?

Im Dorf lebte ein junger Mann, dessen Familienangehörige uns herzlich aufgenommen hatten und die sich um uns kümmerten. Dann kam die Zeit (viele im Westen konnten das nicht verstehen), da unser Wunsch mithilfe des vorher genannten jungen Mannes realisiert wurde.

Ja, ich bin wieder hier bei mir zu Hause, ich wurde wieder ein echter Einwohner von Tuchomie, im schönen Pommern!

Das wiedererstandene Gotteshaus – ein Wunschtraum

Dieses schönste und damals größte Dorf im Kreis Bütow hatte neben der katholischen Kirche auch eine hoch ragende evangelische Kirche. Diese Kirche wurde vor Kriegsende durch einen Granattreffer beschädigt. Die Nachkriegsjahre haben an diesem Gebäude leider sehr stark ihre Spuren hinterlassen; eigentlich waren es bereits nur noch Ruinen.

Nein, das darf nicht sein, da diese frühere evangelische Kirche, die sich auf einem Hügel erhebt, das Symbol dieses schönen Dorfes war.

Seit Jahren habe ich meine gesamte Energie darauf verwendet, damit dieses kirchliche Gebäude eines Tages zu einem Bollwerk für die Christen wird. Ich weiß, dass auch die hiesigen, katholischen Betreuer der Pfarrkirche alle ihre Kräfte aufwenden, damit dieses Gotteshaus eines Tages sich wieder mit Gläubigen füllt und durch Kulturveranstaltungen zum Leben erweckt wird.

Das wäre die Erfüllung eines von mir seit Jahren gehegten Wunschtraumes.

Wir haben den Krieg schon über 60 Jahre hinter uns. Es wird höchste Zeit, dass wir Deutsche und die Polen sich die Hände reichen. Wir beschreiten schon seit Langem den Weg der Verständigung. Beide Völker haben sich schon lange verziehen. Jetzt wird es höchste Zeit, dass auch die politischen Führer die Zeichen der Zeit begreifen und auch sie den gleichen Weg beschreiten.

Ich erinnere mich noch gern an die Schulzeiten, als wir als Kinder von Pyaschen entlang der Grenze nach Glisno gewandert sind, dort gespielt und mit polnischen Kindern Lieder gesungen haben.

Wir Kinder wussten nicht viel davon, was sich in der Politik abspielte. Heute als ältere Generation wissen wir mehr. Heute wissen wir auch, dass nicht die Menschen Kriege beginnen, nein! Schuld sind daran immer die Politiker.

Heute leben wir in einem vereinten Europa; das heißt auch, dass wir keinen Krieg mehr wollen.

Es ist die Zeit gekommen, da wir Deutsche heute in unserem „früheren Heimatdorf“ Gedenksteine auf den alten Friedhöfen einweihen können und wir können auch frühere Denkmäler wieder herrichten. Hier finden unaufhörlich Treffen zwischen den Menschen der beiden Völker und ein ständiger Austausch (Polen/Deutschland) zwischen Schulen sowie zwischen Dörfern und Städten statt.

Wenn man sieht, dass zu Allerheiligen polnische Kinder auf den früheren evangelischen Friedhof gehen, dort Blumengebinde und Kränze niederlegen, dann kann man sagen, dass das Verständigung ist, dafür muss man Dank sagen.

Ich danke auch allen, die mir im Jahr 2005 geholfen haben, den ersten ökumenischen Gottesdienst in „unserem gemeinsamen“ Heimatdorf Großtuchen (Tuchomie) unter großer Beteiligung der Dorfbevölkerung, der deutschen Minderheit aus Bütow und Stolp sowie auch mit 32 früheren Dorfbewohnern zu feiern.

Danke!

Oktober 2006
